Das, woran es dem Großstädter fast immer mangelt, ist die Zeit. Die raffinierte Ausnützung des Augenblicks ist ihm die Voraussetzung eines gesicherten Erwerbs, die Bedingung zur Erfüllung aller Wünsche und Pflichten, die abseits von seinem Berufsleben liegen. Dieses aber ist und bleibt der Kernpunkt seines Seins. Geht er nicht im Berufe auf, so heißt es, diesem Zeit und geistige Kraft abgeizen, die für andere Zwecke reserviert werden können. Wie mannigfaltig sind aber diese Zwecke! Er soll als Staatsbürger aktiven Anteil an der Politik nehmen, und dazu gehört eine Summe politischer Bildung, die erworben sein will; er soll für seine Gesundheit sorgen, an welcher er durch das Großstadtleben weit mehr bedroht ist als der Kleinstädter; er muß, um nicht ganz aus dem Kontakt mit der Natur zu kommen, Reisen und Ausflüge machen, er will sich um Kunst, Musik, Literatur, Theater, um wissenschaftliche Errungenschaften und technische Neuheiten kümmern. Und hat er eine Familie, der er vorsteht, so kommt zu den unumgänglichen Pflichten noch die Sorge für jedes einzelne Familienmitglied, das zum Erwerben und Genießen in dem ganzen Umfange, den diese beiden Worte für den Großstädter haben, erzogen werden muß. — Nun wird man einwenden, alle diese Pflichten hat der Kleinstädter fast genau so wie der Großstädter. Und zum Teil ist dieser Einwand zweifelsohne berechtigt. Aber nur zum Teil! Sehen wir davon ab, daß er gesünder lebt, und daß er in engerem, innigerem Verhältnis zur Natur steht, die ihm nicht so fern ist wie dem Großstädter. Auch er muß, wird man vielleicht sagen, seinen Berufspflichten nachkommen, für das geistige und leibliche Wohl seiner Familie sorgen; auch er will Politiker sein, von Kunst und Wissenschaft etwas hören, verstehen. Ganz recht so. Doch er hat zunächst mehr Zeit. Die Berufspflichten sind meist weniger drückend, der Raum, in dem er lebt, immer ein engerer. Und wenn es nur zwei Stunden im Tage sind, die er durch die geringeren örtlicheren Entfernungen erspart, so macht dies im Jahre über siebenhundert Stunden und etwa dreißig Tage, die er voll und ganz ausnützen kann. Zudem ist der Beruf des Kleinstädters meist ein anderer als der des Großstädters; er ist weniger spezialisiert, abwechslungsreicher; er fordert mehr den ganzen Mann als ein Stückchen seiner Fähigkeiten. Nun wissen wir heute sehr gut, daß eine solche Berufsarbeit den Geist weniger anstrengt, daß sie weniger ermüdet, weil sie sich auf alle Provinzen des Staates verteilt, den wir eben den Geist nennen, und weil sie außerdem ein mächtiges Anregungsmittel in sich selbst trägt: den Reiz des steten Wechsels. Die Folge hiervon ist aber, daß mehr Arbeitskraft, mehr geistige Energie für andere als Erwerbszwecke erübrigt wird.

Diese anderen Zwecke sind nun, das ist nicht zu leugnen, weniger mannigfaltig als in der Großstadt. Sie fehlen zu einem Teile völlig, wie der Besuch der verschiedenen Theater z. B., denn in dem Theaterchen einer Provinzstadt gibt es nur enge Ausschnitte des Theaterlebens der Weltstadt. Zum anderen Teil fehlt ihnen das Unstete, Flukturierende, das ihnen in der Großstadt anhaftet. Wer sich für bildende Kunst interessiert, muß mitansehen, wie sich Schulen, Richtungen verdrängen, wie neue Versuche in Bezug auf Technik und Motive der Kunst auftauchen und verschwinden und er selbst ist immer bemüht, dem Wandel mit seinem Urteile zu folgen, das Bleibende im Flüchtigen zu erfassen. — Ganz anders ist dies in der Kleinstadt. Von dem ewigen Auf- und Abwogen dringt kaum die Kunde hierher; in den Zeitungen wird wohl davon gesprochen, es fehlt aber die Anschauung, die zum aktiven Miterleben reizt; kurzum wie das Berufsleben vielseitiger ist, so ist das Genußleben in engere Grenzen eingeschlossen. Und das hat wieder den Erfolg, daß hier die überschüssige Arbeitskraft auf einem engeren Gebiete zur Betätigung kommen kann, daß der Genuß, der erreicht wird, ein voller und ganzer ist. Nicht anders ist es auf dem Felde sozialer Pflichten. In der kleineren Gemeinschaft ist der Einzelne viel stärker an der Wohlfahrt des Gemeinwesens interessiert und — sein Interesse ist hier auch viel notwendiger. Die Gemeinde braucht Leute, die sich mit den kommunalen Aufgaben und Problemen beschäftigen, und da sie nicht über eigens zu diesem Zwecke ausgebildete Hilfskräfte verfügt, eröffnet sie ihren Mitgliedern ein weites Feld aktiver Betätigung. Von dem Großstädter wird wohl auch Interesse für die engere und weitere Politik gefordert, es ist aber mehr ein passives, da es hier nicht an Berufspolitikern und Verwaltungskünstlern mangelt.

Alles in allem: Beruf, Pflichten, Genüsse ermöglichen dem Kleinstädter das ganze Einsetzen seiner Persönlichkeit. Er kann ganz auskosten, zu Ende führen, was in stetem Wechsel an dem Großstädter vorüberrauscht, und er kann sich so ein Gefühl der Befriedigung verschaffen, das der Großstädter nur zu häufig überhaupt nicht kennt. Hat er da noch Veranlassung, das Leben und Treiben der Großstadt zu imitieren?

Karneval in Rom.

Von M. Rumbauer.

Still und melancholisch verläuft der römische Fasching seit einer Reihe von Jahren. Kein Wagen, kein fröhliches Volksgetümmel, kein Blumen- und Coriandoli-Werfen mehr auf den Straßen. Alles öde und leer in der Stadt, bis auf wenige Bajazzi, die hier und da vereinzelt vor den Häusern der Nebenstraßen ihre Purzelbäume schießen. Nur in den Theatern finden die gewohnten Veglioni (Maskenbälle) statt, deren Besuch jedoch auch von Jahr zu Jahr abnimmt. Einst mischte sich dort die Aristokratie mit dem Volke; heute findet man zumeist nur den Mittelstand und die den Winter in Rom weilenden Forestieri (Fremden) vertreten. Das Volk besucht jetzt nur die billigen Maskenbälle der kleinen Theater, wo zugleich eine fiera di vino, ein Weinmarkt, verbunden mit einer Ausstellung sämtlicher italienischer Weine des letzten Jahrgangs, stattfindet. Bei allen Veglioni werden Preise für die schönsten und phantasievollsten Masken verteilt. Am vornehmsten ist der „Veglione der Presse“ im Konstanzi-Opernhaus. — Das lieblichste Bild des jetzigen Karnevals bieten die Kindermaskenbälle, die nachmittags in den Theatern stattfinden. Da gibt es Geschwisterpaare in Kostümen der italienischen Renaissance, schwarz- und blondhaarige, rosige Wesen, die ein reizendes Menuett tanzen; da gibt es Santuzzas und Turiddas, Florentiner Pagen, barmherzige Schwestern vom roten Kreuz, Rosenknospen, Mohnblumen u. a. Eine Menge liebreizender, kleiner Gestalten sucht die in der Loge sitzende, aus Künstlern und Künstlerinnen bestehende Preiskommission durch graziöse Tänze und kindliches Geplauder zu verwirren.

Schon über ein Jahrzehnt ist es her, seitdem man zuletzt von einem wirklichen Karneval in Rom sprechen konnte. Das Straßenbild des festlich geschmückten Corso erinnerte an entschwundene Zeiten. Von der Piazza Venezia bis zur Piazza del Popolo waren die Häuserreihen mit bunten Stoffen drapiert und mit Blumengirlanden verbunden. Auf den Balkons saßen die Damen in lichten Hüten, Stöße von Blumen vor sich aufgehäuft, die sie zum Bombardement gebrauchten. Auf allen Plätzen waren Tribünen errichtet. Das Hin- und Herwogen der sich immer dichter drängenden Menge, die schreienden Blumenhändler und -Händlerinnen, die große Körbe mit Klee- und Blättersträußen und hohe Stangen mit Rosen- und Anemonen-Buketts trugen, die Confetti-, Mandarinen-, Kuchen- und Drahtmaskenverkäufer, die derben Späße der Straßenjungen, welche sich auf die Erde warfen, sich balgten und andere muntere Spiele im Volksgewimmel trieben, all das gab ein so buntes Bild ab, daß es kaum noch bunter gedacht werden konnte. Da veränderte sich die Szene, als der erste Wagen kam, obgleich derselbe nur eine ganz gewöhnliche Droschke mit unmaskierten Insassen war. Die Menge wich zurück oder wurde gedrängt und geschoben, die ersten Blumen regneten herab; die Straßenjungen waren im Nu auf das Trittbrett gesprungen, und die Händler schütteten Körbe mit Sträußchen über die Insassen aus. Andere Wagen folgten. Das Getümmel wurde von Minute zu Minute lebhafter, der Blumenregen dichter und die Jugend auf der Straße kühner und handgreiflicher. — Auch Maskenzüge zu Fuß unterbrachen die Wagenreihe, Zigeunerinnen, Tscherkessinnen, italienische Bauernmädchen, Ritter, Landsknechte und Bajazzi. Der Pulcinell hing sich an alle Wagen, jeder schönen Dame lief er nach, zupfte an ihrem Hut oder bewarf mit harten Blättersträußen ihr Gesicht. Jede Gruppe jugendlicher Lungerer provozierte er zur Balgerei, schlug einem Herrn den Hut mit seiner Keule ein oder er leate sich, so lang er war, über die Straße. Dem Pulcinell war alles erlaubt; er trieb die übermütigsten und rohesten Späße, die sein Leben gefährdeten, ging aber stets unverletzt wieder aus ihnen hervor, selbst wenn die Pferde und Wagenräder schon über ihn weggegangen waren.

Und zwischen diesem Durcheinander von Droschken, Karossen, Kremsern und Leiterwagen tauchten die sogenannten „Carri“, die großen Faschingswagen, auf, welche die meiste Anziehungskraft für das Publikum besaßen. — Der Fasching endigte mit dem Auspusten der Moccoletti und dem Verbrennen der Strohpuppe des Prinzen Karneval auf der Piazza del Popolo. Während der Rauch vom Scheiterhaufen in die Höhe stieg, läuteten die Glocken der Kirchen daselbst und gemahnten das Volk an die nun beginnende Fastenzeit.

Verantwortlich: Chef-Redakteur Dr. Klaus Buschmann; Druck der L. C. Wittich'schen Hofbuchdruckerei — beide in Darmstadt.

TECHNISCHE UNIVERSITÄT DARMSTADT
http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/Zb-662-1908/0032
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt